

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1888)
Heft: 1

Artikel: Das Leben des Europäers in den Tropenländern
Autor: Stolz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Leben des Europäers in den Tropenländern.

Vortrag von C. Stolz.

Es könnte gewagt erscheinen, ein so weitschichtiges Thema in der mir zugemessenen Zeit behandeln zu wollen, und es sei daher vorausgeschickt, dass ich lediglich einige Resultate eigener Beobachtung mitteilen möchte, namentlich im Blick auf jüngere Mitglieder, denen es noch beschieden sein könnte, unter Palmen zu wandeln. Meine Erfahrungen beschränken sich zwar auf Indien, aber wie das Klima innerhalb der Wendekreise ein ähnliches ist, so ist auch das Leben in diesen, oft sehr weit auseinanderliegenden Regionen im wesentlichen denselben Bedingungen unterworfen, mit der Beschränkung jedoch, dass unter gleichen Breitengraden mehr und minder gesunde Gegenden sich finden.

Dem Europäer geht es in den Tropengegenden wie den tropischen Gewächsen bei uns, er ist fremd und lebt unter ungünstigen Bedingungen. Hat er eine befriedigende Arbeit und lebt so, dass er möglichst wenig gegen die natürlichen Landesgesetze verstösst, so kann er es dahin bringen, dass er gern, ja sehr gern in diesen Gegenden sich aufhält, die Andern als ein Exil erscheinen. Hat er aber neben den klimatischen Schwierigkeiten auch noch mit andern, wie Nahrungssorgen und Siechtum zu kämpfen, so kann es ihm gehen, wie einem deutschen Kapellmeister in Indien, der in ausgesuchtem Kauderwelsch sich zu der Behauptung verstieg: »Dieses Land hat Gott im Zorn erschaffen; der schlechteste Winkel en Europe is better than this.« Ich hatte das Glück, zu der ersten Klasse zu gehören und meine Station Mangalur als eine zweite Heimat betrachten zu können, in der ich mich trotz Moskitos, Hitze und Leberbeschwerden glücklich fühlte. Erwarten Sie also nicht, dass ich den heissen Erdgürtel verlästere, aber ebenso wenig, dass ich Jedem raten möchte, dorthin zu gehen.

Was nicht wenigen den Aufenthalt in den Tropen erschwert, ist eine von Hause mitgebrachte irrtümliche Taxirung der Eingebornen, mit denen sie zu verkehren haben. Sie sehen in ihnen untergeordnete Geschöpfe, die eigentlich nur aus Versehen zu den Menschen gerechnet werden und etwa ein Übergangsstadium bilden zwischen dem unaussprechlich gemeinen Affenvieh und dem Menschen par excellence, nämlich dem Europäer. Hat sich doch ein deutscher Reisender nicht gescheut, sich darüber zu mockiren, dass den Südseeinsulanern infolge der Christianisirung ein Gefühl für Zucht und Sitte aufgegangen ist, während ihm die frühere Nacktheit der Bewohner als der richtigere Zustand erschienen wäre. Solcher culturphilisterlichen Arroganz gegenüber ist es possirlich zu sehen, wie die Weissen von den Schwarzen taxirt werden. An der Westküste Afrikas ist es gebräuchlich, dass jeder neu ankommende Weisse einen meist sehr zutreffenden Spitznamen erhält, indem die Neger mit naturwüchsigem Scharfsinn irgend eine Eigenschaft, wie Furcht oder Zorn, oder eine körperliche Beschaffenheit entdecken, die ihnen charakteristisch erscheint und den Stoff zu einer Bezeichnung gibt, die an dem Fremden haften bleibt. Ähnliches habe ich vielfach in Indien beobachtet, wo man einige Tage nach dem Eintreffen eines neuen Europäers im Bazar eine ziemlich genaue Schilderung desselben holen kann. So kam einmal ein neuer Collector nach Mangalur, d. h. der erste Magistrat eines Distrikts von 1 Million Einwohner, und mag ein ziemlich hohes Bewusstsein seiner Würde mitgebracht haben. Nach einigen Tagen fragte einer meiner Freunde einen mir wohlbekannten Konkani, ob er den neuen Herrn schon gesehen habe, worauf dieser mit einer sprechenden Kopfbewegung sagte: »Ja, das ist ein grosser Herr.« — »Wieso denn?« — »Ja, ein grosser Herr ist das, er hat einen grossen Gaul, einen grossen Hund und einen grossen Durst.« Ich möchte nun wirklich wissen, wie man kürzer und drastischer einen Menschen, der neben guten Eigenschaften auch einige recht fatale hat, schildern sollte. Wenn ich also einem Neuling zu raten hätte, würde ich ihm sagen, dass er die Schwarzen oder Gelben, zu denen er kommt, erstens als Menschen und zweitens als sehr geriebene und ihm an Scharfsinn vielleicht überlegene Menschen betrachten solle; er wird dabei entschieden besser fahren, als wenn er sie verachtet oder unterschätzt. Natürlich gibt es auch dort ebensoviele Dumme wie bei uns, vielleicht noch etwas mehr, aber die Ausnahmen heben die

Regel nicht auf. Diese sogenannten Wilden haben denn auch ein sehr feines Gefühl dafür, ob der Europäer sie geringschätzig betrachtet, und haben hundert Mittel, ihn das entgelten zu lassen, während Güte und Wohlwollen auch in ihnen einen Widerhall finden. So hat mich einmal ein Mohammedaner versichert, dass er sein Leben für mich lassen würde, worauf ich ihm allerdings sagte, es sei mir doch lieber, es nicht darauf ankommen lassen zu müssen.

Grosse Versuchung zu permanenter Verstimmung bietet das unzuverlässige, diebische und faule Wesen der meisten heidnischen Völker, aber man darf auch da nicht das Kind mit dem Bad ausschütten und nicht Alle entgelten lassen, was Einzelne verschuldet haben, sondern muss in gerechter Würdigung jedes einzelnen Falles handeln. Nichts raubt den Eingebornen so sehr die Achtung vor den Weissen, als zorniges Dreinfahren und brutales Auftreten. Auf der andern Seite imponirt ihnen ein ruhiges, gemessenes, gerechtes, wenn auch noch so strenges Handeln, das ihnen Vertrauen einflösst. Vom Vertrauen zu wirklicher Anhänglichkeit ist es nicht mehr weit, und wo sittlicher Einfluss dazu kommt, kann diese zu treuer Dienstleistung führen.

Eines Tages erschienen bei mir einige reiche mohammedanische Händler, die bei einem an mir verübten Betrug Hehlerdienste geleistet hatten und nun mit der Miene gekränkter Unschuld sich über mein Dazwischentreten beklagten. Diese Frechheit empörte mich dermassen, dass ich ihnen in ziemlich derben Worten ihre Handlungsweise vorhielt und mich in eine Hitze hineinredete, die den sauberen Herren ein — Lachen abnötigte. Ich musste, mit dem Gefühl, den Kürzeren gezogen zu haben, das Hausrecht geltend machen, und die dunkeln Ehrenmänner zogen mit höhnisch-höflicher Verbeugung ab, aber nicht ohne mir eine sehr wertvolle Lehre zu hinterlassen.

Einen unheimlichen, Misstrauen erweckenden Eindruck macht es, wenn eine Verschuldung nachgetragen und eine verdiente Strafe verschoben wird, während eine rechtzeitig applicirte nicht als Unrecht empfunden wird. Ist das aber geschehen, so lasse man die Sache ruhen, selbst wenn man genügenden Grund hat, dem Menschen scharf auf die Finger zu sehen. Nur in ausnahmsweisen Fällen, wie z. B. bei Diebereien jüngerer Leute, lässt sich körperliche Züchtigung rechtfertigen, weil sie meist den Beigeschmack des Rechtes des Stärkeren hat. Zudem wird z. B. ein

Hindu das Schlagen auf den Rücken weniger empfinden als das »Schlagen auf den Bauch«, d. h. Geldstrafe, die ihn an seinem empfindlichsten Körperteil, dem Magen, berührt. Dort liegt bei ihm gemeiniglich das Gewissen, das er sonst nirgends unterzubringen weiss.

Bei der Beurteilung des Europäers fällt sein sittliches Verhalten stark in die Wagschale, was bei Leuten, die selbst in dieser Beziehung sehr tief stehen, auffallen könnte, wenn man nicht bedenkt, dass sie unwillkürlich an den Weissen einen andern Masstab anlegen, als an sich selbst. Ich weiss aus dem Munde von Brahmanen, dass sie nur sittlich unbescholtene Europäer wirklich achten, während andere ihrer Stellung oder ihres Charakters wegen gesucht oder gefürchtet sein mögen, im Herzen aber verachtet werden. Auch lassen sie sich hierin kein X für ein U machen, sondern wissen ganz genau, wie sie mit Jedem daran sind; dafür sorgt die Dienerschaft, die an aufmerksames Beobachten gewöhnt ist. Ein auffallendes Beispiel von Mangel an Achtung der Dienerschaft gegenüber ihrem Herrn hatte ich einmal als Gast eines englischen Beamten, mit dem ich geschäftlich zu verkehren hatte, zu beobachten Gelegenheit. Die Hauptbeschäftigung dieses Gentleman bestand in der Vertilgung von Schnäpsen mit Sodawasser, und was ihm an achtunggebietenden Eigenschaften abging, ersetzte er im Verkehr mit seinen Untergebenen durch massive Grobheiten.

Dass man auch einem Schwarzen gegenüber die Höflichkeit nicht zu verleugnen braucht, sollte zwar einem gebildeten Menschen unschwer zu wissen sein, aber wie im Anfang dieses Jahrhunderts die Engländer auf dem Wege nach Indien ihre Religion am Cap der guten Hoffnung zurückliessen, um sie auf dem Rückwege wieder mitzunehmen, so lässt jetzt Mancher seine Höflichkeit in Suez zurück, oft ohne sie auf der Rückreise wieder zu finden. Ein solcher Protze glaube aber nicht, dass sein unfreundliches Benehmen ihm irgendwelchen Respekt eintrage; er wird im Gegenteil für das genommen werden, was er ist.

Eine herbe Prüfung für gesellig angelegte Naturen ist oft der Mangel an passendem Umgang, der nicht wenige veranlasst, zur Erhöhung der Gemütlichkeit der Flasche mehr als gut ist, zuzusprechen. Diese Gewohnheit ist in einem so aufreibenden Klima doppelt schädlich, und bleibt gewöhnlich auch nach der Versetzung in eine nördlichere Breite. So erzählt ein Freund, der

auf einem Lloyd-Dampfer die Reise von Bombay nach Triest machte, von einem Schweizer, der an permanentem Durst litt und einmal in stark angeheiterter Stimmung sich einem mitreisenden englischen General gegenüber setzte, ihn mit seelenvollen Augen ansah und in das Geständnis ausbrach: »Nichts geht über die Gemütlichkeit.« Statt sich auf so zweifelhafte Weise die Zeit zu vertreiben, würde es sich lohnen, seine Umgebung zu durchforschen, die Schätze der Pflanzenwelt, deren jedes Blatt dem Fremdling neu ist, sich genau anzusehen, und auch die meist primitiven, aber oft ganz lehrreichen Handarbeiten der Eingebornen kennen zu lernen, die namentlich durch die wenigen Mittel, die dabei zur Verwendung kommen, interessant sind. Eine sehr wohltuende und lohnende Nebenbeschäftigung ist die Anlage und Pflege eines Gartens, der gesunde Bewegung und unschädliche Zerstreuung zugleich ermöglicht und des Schönen viel bietet.

Will Jemand sich ein befriedigendes Leben und Arbeiten ermöglichen, so muss er unbedingt die Landessprache erlernen, was freilich oft nicht leicht ist. Doch braucht ein Kaufmann nicht alle Regeln der Grammatik sich anzueignen, und kann mit einem verhältnismässig kleinen Wortschatz und einiger Kenntnis der Formenlehre schon weit kommen, weil ihm die Findigkeit der Eingebornen auf halbem Wege entgegenkommt. Findet einer diese Aufgabe zu schwer, so bleibe er lieber daheim, denn dann ist er auch seinen andern Aufgaben nicht gewachsen. Ohne die nötigste Kenntnis der Umgangssprache bleibt der Europäer auf die Hilfe von Dolmetschern und Mittelspersonen angewiesen, die nicht selten zum Abschaum des Volkes gehören, weil sie den Weissen manches abgesehen haben, was sie besser nicht gesehen hätten. Daher rühren die oft kindlich naiven Berichte selbst wissenschaftlicher Reisender, die eben mit dem Volke nicht in seiner Sprache verkehren konnten und ungefähr in der gleichen Lage sind, wie ein Fremder bei uns, der in Ermanglung der Kenntnis des Deutschen bei den Kellnern seines Gasthofes Erkundigungen über Ortsverhältnisse einziehen wollte. Offenes Entgegenkommen und Vertrauen kann nur der erwarten, der die Landessprache kennt.

Es liesse sich über das Verhalten zu Andern noch Verschiedenes sagen, ich muss aber nun zum Verhalten gegen sich selbst, d. h. zu den vom Klima erforderten Vorsichtsmassregeln übergehen. Als allgemeine Regel sollte da gelten: Nicht ängstlich sein, aber auch nicht gleichgültig, Masshalten im Arbeiten und

im Essen, Bewahrung möglicher Gemütsruhe. Letztere namentlich hat auf die Gesundheit in heissen Gegenden einen ungemein grossen Einfluss, und selbst bei den Eingebornen habe ich darin einen auffallenden Unterschied bemerken können. So starben an einer heftigen Choleraepidemie, die ich in Mangalur durchlebte, die Heiden und Mohammedaner in ungezählten Hunderten hinweg, während der Verlust in der circa 1000 Seelen zählenden Christengemeinde noch nicht 1 0/0 betrug, weil eine auf Gottvertrauen gegründete Furchtlosigkeit, verbunden mit einer vernünftigeren Lebensweise, die Leute weniger empfänglich machte.

Es ist nicht leicht, über das Verhalten in den Tropen, soweit es die Gesundheitspflege betrifft, einheitliche Regeln aufzustellen, weil innerhalb derselben wieder grosse klimatische Verschiedenheiten bestehen. Allen diesen Gegenden gemeinsam ist eine nach unserm Gefühl übermässige Hitze, und in den Küstengegenden ein Feuchtigkeitsgrad, der uns völlig fremd und nur durch die jährliche Regenmenge von bis zu 200 Zoll erklärlich ist. Aber dann gibt es allerlei Abstufungen, und die ostindische Hochebene z. B. ist von der Küste in Aussehen und Klima so verschieden, dass man sich nur wundert, solche Gegensätze nebeneinander zu finden. Auf der einen Seite massenhafte Niederschläge, grosse Feuchtigkeit der Luft (bis 30 0/0) und geringe Temperaturunterschiede, jenseits des Westgebirges nur 24—30'' Regen, trockene und deshalb nachts kühle Luft (bis + 8° R) und Bodenprodukte wie Weizen, Gerste, Baumwolle, Weinstock und Feigenbaum, die an der Küste nicht gedeihen könnten. Das Klima am Küstensaum ist insofern angenehmer, als die ausgleichende Wirkung der See und des Seewindes keine zu drückende Hitze aufkommen lässt, während im Innern die heissen trockenen Landwinde eine sengende Glut verursachen können. Gerade diese gleichmässige Wärme aber, die sich zwischen 18 und 28° R im Schatten bewegt und den Körper nie ausruhen lässt, ist für die Gesundheit sehr nachteilig. Man ist das ganze Jahr in einem Schweissbade, die Elasticität des Körpers geht verloren, der Appetit mangelt, und namentlich leiden die Organe der Bluterneuerung, Leber und Milz, sodass Europäer mit normaler Leber eine Seltenheit sind. Kommt dazu der Umstand, dass die vom Meere aufsteigenden Dünste von naheliegenden Gebirgen gestaut werden, so haben wir obendrein Fieber und andere erschwerende Krankheitserscheinungen. Die grössten Schwierigkeiten für den Europäer bieten die Wald-

regionen, wo der Wald dem Plantagenbau weichen soll. Es ist als ob der Boden sich für den Eingriff in seine tausendjährige Ruhe rächen und seine giftigsten Dünste aussenden wollte, um den Eindringling zu vertreiben. Ist aber dann über der Rodung und Neubepflanzung eine Frist von einigen Jahren verstrichen, so beginnt es auch da gesunder zu werden, aber Tatsache ist es, dass auch das relativ gesunde Indien in seinen waldigen bergigen Teilen ebenso fieberisch ist als die Westküste Afrikas. Gesund ist es überhaupt nur da, wo die Sonne möglichst viel Grund und Boden bescheinen und desinfizieren kann, und wo die Menschen nicht durch unreinliche Lebensweise mit Gewalt die Luft vergiften. Wer in fieberischen Gegenden sich aufzuhalten hat, tut wohl daran, sein Bett auf einem circa 2 Meter hohen Gerüst anzubringen. Es ist mir ein Fall bekannt, wo ein Europäer mit diesem einfachen Mittel sich zwei Jahre fieberfrei halten konnte, weil die schwereren Miasmen in der untern Luftschicht hängen bleiben.

Eine eigentümliche Erscheinung ist, dass Orte und Gegenden, die früher gesund waren, auf einmal ohne sichtbaren Grund einen andern Charakter annehmen. So ist die in Süd-Mahratta gelegene Stadt Hubli seit der letzten Hungersnot nie mehr fieberfrei geworden, während man früher von Fieber wenig gewusst hat, und auf der Goldküste hat sich seit einigen Jahren neben dem schon vorhandenen Wechselfieber das Gallenfieber in verheerender Weise eingestellt, hoffentlich nicht um als stehende Landplage sich einzubürgern. Statt den gewiss oft mit Unrecht für alles Unheil verantwortlich gemachten Bacterien eine so ausschliessliche Aufmerksamkeit zu schenken, wäre es vielleicht der Mühe wert zu untersuchen, ob nicht Störungen im Erdmagnetismus die oft plötzlich auftretenden Schwankungen im Gesundheitsstand tropischer Gegenden, auch von sonst gesunden, verursachen. Dass elektrische Verhältnisse damit zu tun haben, scheint mir daraus hervorzugehen, dass die Regenzeit, in welcher die Elektrizität der Luft niedergeschlagen wird, in einer Weise ungesund ist, die sich kaum durch den erhöhten Feuchtigkeitsgrad allein erklären lässt. Was die Bacterien betrifft, so kenne ich ein indisches Dorf (und es gibt solche gewiss noch viele), das als einzige Bezugsquelle des Wassers einen Teich besitzt, in welchem die Bewohner morgens sich waschen und baden und die Zähne putzen, und der vom Vieh benutzt und verunreinigt wird, also jedenfalls eine wahre

Brutstätte von Bacterien, und doch herrscht dort die Cholera nicht. Freilich liegt das Dorf auf der Höhe des Ghats, wo der Wind freien Zugang hat und die Wasserdämpfe der Küste sich nicht halten können. Sollte man da nicht denken, dass die Cholera noch ganz andere Ursachen habe als den Komma-Bacillus, der ebensowohl Folge als Ursäher der Krankheit sein kann; sollte nicht etwa die gewaltige Mauer des Himálaja, die den aus der Ganges-Ebene aufsteigenden Dunstmassen den Abzug verwehrt, mehr damit zu tun haben, als dieses mikroskopische Geschöpf? Das nur nebenbei als Ketzerei eines den wissenschaftlichen Hypothesen gegenüber etwas vorsichtig gewordenen Laien. Damit soll natürlich die Fortpflanzungsfähigkeit der Krankheit von einer Person auf die andere vermittelt der Auswurfstoffe nicht angezweifelt werden.

Aus den verschiedenen Charakteren tropischer Landschaft, zu welchen noch das gesunde Gebirge von 1500 Meter und darüber kommt, ergibt sich ein verschiedenes Verhalten, das sich jedoch in einem Punkte gleich bleiben muss, nämlich in der Vorsicht vor der direkten Einwirkung von Sonne und Mond. Sich ohne gehörigen Schutz der Sonne aussetzen, heisst mit Gesundheit und Leben spielen, und Viele haben diese Gleichgültigkeit teuer genug bezahlt. Den Kopf schützt man durch einen helmartigen Hut von Filz oder Bast, der so eingerichtet sein sollte, dass auch der Nacken gedeckt ist. Zur Verstärkung wird er oft mit wattirtem Ueberzug und Turban versehen. Geht man in der mittleren Tageszeit zu Fuss, was man übrigens möglichst vermeiden sollte, so ist das Tragen eines mit weissem Ueberzug versehenen Schirmes sehr zu empfehlen, um den Oberkörper zu schützen. Man erspart sich damit Brennschmerzen auf der Haut, die sich bis zur Blasenbildung steigern können.

Es könnte unnötig scheinen, vor dem Mond zu warnen, aber er ist ebenso zu fürchten, wie die Sonne, und Mondstiche sind sogar gefährlicher als Sonnenstiche, weil ihre Wirkung auch auf das psychische Leben sich erstreckt. Schon bei uns übt bekanntlich der wachsende Mond auf Kranke, besonders Geisteskranke, eine starke Wirkung aus; noch mehr aber macht sich dieselbe bei dem weit stärkeren Mondlicht der Tropen geltend, und selbst die Hunde werden davon affizirt und sind um den Vollmond herum von einer wahren Heulwut befallen. Alle chronischen Leiden treten bei dessen Nähe heftiger auf, und wer sonst *einen* Sparren hat, hat

dann deren zwei. Natürlich lässt sich gegen diese indirekte Einwirkung nichts tun, ebensowenig als gegen den Einfluss des Mondes auf die Gezeiten des Meeres, aber nie sollte man mit unbedecktem Kopfe sich dem Mondlicht aussetzen oder gar in demselben schlafen.

Gegen die grosse Hitze hilft man sich ferner durch die Bauart der Häuser, die gegen das Eindringen der Sonnenstrahlen durch Vordächer geschützt sind, und geräumige Zimmer von mindestens 12—14' Höhe haben, damit die Ausstrahlung des Daches sich nicht fühlbar macht. Die früher in vielen Gegenden üblichen Grasdächer kommen nämlich wegen der grossen Feuersgefahr mehr und mehr in Abgang, leider um oft dem sehr heissen und ungesunden Wellblech Platz zu machen. Wo Ziegel zu haben sind, sind diese jedenfalls vorzuziehen, und diese kann im schlimmsten Fall Jedèr selber machen lassen, da wenigstens in den Küstengegenden Thon sich findet. Er wird freilich in weniger kultivirten Gegenden diese unsäuberliche Hantirung den Leuten höchst eigenhändig vormachen und beim Brennen dabei sein müssen, wenn nicht die Mühe vergeblich sein soll. Wer es recht bequem haben will und kann, bringt im Zimmer einen riesigen, an der Decke befestigten Fächer, die sogenannte Panka an, die auf der Veranda gezogen wird. Mich hat zwar nach dieser Einrichtung nie gelüftet, weil, abgesehen von den Kosten der Bedienung, die Abkühlung oft eine ungesunde ist und die unruhige Bewegung über dem Kopfe mir immer sehr ungemütlich vorkam. Dagegen lebt man im Bereiche des Seewindes bei offenen Türen und Fenstern, um allen Wind zu bekommen, der überhaupt zu haben ist; im Inlande, wo die Nächte eine Abkühlung bringen, ist es aber vorteilhafter, über die heisse Tageszeit die Zimmer geschlossen zu halten.

Beim Bau der Häuser wird darauf Rücksicht genommen, dass der Seewind ungehinderten Zugang hat und deshalb womöglich eine erhöhte Stelle als Bauplatz gesucht. Die meist einstöckigen Wohnungen müssen auf einen Sockel von wenigstens 1 Meter Höhe gestellt werden, damit sie nicht von unten feucht werden, und immer sollten die Böden mit grosser Sorgfalt gemacht sein, nicht nur als Schutz gegen die verderblichen Thermiten, sondern hauptsächlich der Trockenheit wegen. Aus Muschel-Kalk, Sand und kleinen Steinen lässt sich ein trockener, unverwüsthlich fester Boden herstellen, der allen Anforderungen genügt. Ein Teeranstrich gibt ihm vermehrte Widerstandsfähigkeit.

Schwieriger ist es, sich gegen die Feuchtigkeit zu schützen, die in der Regenzeit alles durchdringt und z. B. Zucker und Salz schmelzen macht. Da während der Monsun die Sonne den Zenith passirt und die Verdunstung der gefallenen Regenmasse eine sehr rasche und ausgiebige ist, so gibt es Wochen, die den schlimmsten Tagen der heissen Zeit nicht nachstehen. Der Schweiss wird zu allen Poren ausgetrieben, und der Rücken bedeckt sich mit einem juckenden Ausschlag, von den Engländern »prickly heat« genannt, gegen den nicht viel zu machen ist. Einigemal glaubte ich, durch Waschen mit Schwefelseife eine Erleichterung zu spüren, aber ganz verliert er sich erst am Schluss der Regenzeit. Grosse Verlegenheit können in dieser Zeit die Dächer mit Hohlziegeln bereiten, die durch Marder, Katzen, Krähen oder Affen in Unordnung gebracht werden und oft an mehreren Orten das Wasser durchlassen, so dass je und je nicht Geschirre genug zum Auffangen desselben aufzutreiben sind.

Unangenehm empfindet man, dass weder ein trockenes Bett, noch trockene Kleider zu haben sind, weil Alles mit Feuchtigkeit gesättigt wird, und in dieser Zeit wäre ein Ofen, der sonst ein unnötiges Möbel ist, zum Trocknen eine wahre Wohltat. Ich habe einen solchen aus Backsteinen zu bauen versucht, aber kein besonderes Glück dabei gehabt.

Es ist sehr darauf zu achten, dass nicht das Regenwasser in der Nähe des Hauses stehen bleibt, und noch wichtiger ist es, auf strenge Reinhaltung des Hofraums, d. h. der Entfernung aller faulenden Abfallstoffe in dieser Zeit, die den Zersetzungsprozess beschleunigt, zu halten. Da muss unbedingt das Auge des Europäers Nachsichtung halten; denn der Eingeborne hat so wenig Verständnis für reine Luft und ein so abgehärtetes Geruchsorgan, dass er mit Vorliebe seinen Hofraum als Abtritt benutzt.

Es ist ferner ratsam, im Hofraum der üppig wuchernden Vegetation Schranken zu setzen. Hat sich z. B. die Lantana, die in unsern Gewächshäusern sorgfältig gezogen wird, einmal festgesetzt, so ist sie ein wahres Unkraut. Dagegen empfiehlt sich das reichliche Pflanzen der Sonnenblume (*Helianthus annuus*), die ähnlich dem Eucalyptus Miasmen aufsaugt und zur Verbesserung der Luft beiträgt.

Nach der Regenzeit macht sich in Küstengegenden mit ausgedehntem Hinterland der Landwind geltend, der zwar vermöge seiner grossen Trockenheit eine Abkühlung der Luft bei Nacht

ermöglicht, aber ein unbehagliches Gefühl im Körper erweckt und zu Fiebern disponirt, so dass es nicht ratsam ist, ihm in den Schlafräumen direkten Zugang zu gestatten. Was die Regenzeit im Durchfeuchten gesündigt hat, das tut der Landwind im Austrocknen, so dass alles, was nicht niet- und nagelfest ist, sich krümmt und das angeschwollene Holzwerk unter seine normale Weite zusammenschrumpft. Bald nach dem Eintritt des Ostwindes hört die Gewitterperiode auf, und man nimmt nicht ungerne von diesen majestätischen, aber in ihrer oft langen Dauer und grossen Heftigkeit über das Angenehme hinausgehenden Naturerscheinungen Abschied. Namentlich ist der intensive Lichtschein des Wetterleuchtens und des Blitzes den Augen wehtuend, so dass Erblindungen infolge davon nicht gar selten sind. Man sucht manchmal bei Nacht gern den dunkelsten Winkel des Hauses auf, um die Augen ausruhen zu lassen. Dagegen ist man an der Küste wegen Blitzschlag ziemlich unbesorgt, da dieser meist vom Meer und den hohen Cocospalmen angezogen wird, während in dem baumärmern Inlande sehr oft Menschen erschlagen werden.

Zur Lebensweise übergehend, halte ich dafür, dass es entschieden zu empfehlen ist, Wolle auf dem Leibe zu tragen, und da ist ja der neuerdings aufgekommene Tricot eine grosse Verbesserung gegenüber dem Flanell, den wir minder Begünstigte getragen haben und der durch sein Verfilzen allerdings lästig werden konnte. Dennoch hätte ich niemals gegen Baumwolle tauschen mögen. Man schützt sich dadurch vor Erkältung und allzugrossem Wärmeverlust aus dem Körper, der bei der starken Ausdünstung sonst unvermeidlich ist. Im Uebrigen kleidet man sich im Hause möglichst leicht, weil trotz des Luftzuges, in dem man bei beständiger Transpiration lebt, Erkältungen nicht häufig sind. Kommen sie aber einmal vor, so sind sie mit grosser Vorsicht zu behandeln, weil sie sehr hartnäckige Entzündungen der Schleimhäute und, wenn sie sich auf den Unterleib schlagen, Dysenterie verursachen können. Ein mir bekannter Schweizer hat sich in Indien durch Erkältung die Schwindsucht zugezogen.

Beim Gehen in der Sonne ist auch ein wollenes Oberkleid einem baumwollenen entschieden vorzuziehen. Uebrigens ist da nicht viel zu raten, da die meisten vorziehen, durch Schaden klug zu werden.

Ein wichtiges Kapitel ist Essen und Trinken, und auch da tut gemeiniglich jeder, was ihm gut dünkt, bis er merkt, dass

er auf dem Holzwege ist; nur schade, dass diese Erkenntnis oft zu spät kommt. In der Regel hat man im Anfang einen ganz guten Appetit und gewöhnt sich leicht an die scharf gewürzten Landesspeisen, die dann auch, wenn das Essen nur noch eine Pflicht und kein Vergnügen mehr ist, am längsten noch schmecken. Reis und Kari in Indien und der aus Yamsbrei mit Pfefferbrühe bestehende Fufu in Afrika entleiden selten, und ich habe nicht gefunden, dass sie schaden, vermute im Gegenteil, dass sie ein notwendiges Gegengewicht gegen die auch den Magen erschlaffende Wirkung des Klima's bilden. Fleischkost ist nicht unbedingt zu widerraten, sollte aber mit Beschränkung genossen und in Zeiten, wo Cholera und Dysenterie herrschen, vermieden werden, weil der mit ihrer Verdauung verbundene Fäulnisprozess einen krankhaften Reiz auf die Gedärme ausüben kann. Leider fehlt es meist an einer grössern Auswahl guter Gemüse, und an manchen Orten fehlt die uns unentbehrlich erscheinende Kartoffel gänzlich. Einen nur teilweisen Ersatz dafür bietet die süsse Kartoffel (Batate), und dann liefern einige Solanaceen und Malvaceen ganz gesunde Gemüse, indem der leichte Giftgehalt der ersteren durch das Sieden verloren geht. Auch die Tapioca-Wurzel (Manihot) kann überall gezogen werden und ist auf verschiedene Weise verwendbar, ebenso die vielen Yamsarten. Eines der besten Gemüse liefert die Brodfrucht, und eine nie fehlende, willkommene Gabe ist die Banane, die einzige Frucht, die ohne Bedenken roh oder gekocht genossen werden kann, während bei den andern Vorsicht geboten ist, namentlich bei der zwar fein schmeckenden, aber wegen der starken Einwirkung auf Blut und Gedärme nicht unschuldigen Ananas. Irgend etwas wie eine feine saftige Birne bringen die Tropen, die sich gern in Extremen bewegen, nicht hervor; ihre Früchte sind entweder stark aromatisch oder geschmacklos.

In Bezug auf die Zeit des Essens ist fast überall die englische Sitte durchgedrungen, die sich insofern empfiehlt, als man nicht in Versuchung kommt, während der Arbeitszeit den Magen zu überladen, und die Verdauung der Hauptmahlzeit nach der Arbeit jedenfalls leichter vor sich gehen kann. Nach dem Morgenkaffee oder Thee, der zuträglicher ist und zu welchem ein schottischer Porridge die denkbar beste Zulage bildet, wird um 10—11 Uhr eine leichte Mahlzeit eingenommen und am Nachmittag während einer Ruhepause wieder Thee getrunken. Das Hauptessen folgt zwischen 5 und 7 Uhr, bei den Engländern oft erst 8 Uhr, was

aber entschieden zu spät ist, wenn man rechtzeitig zur Ruhe gehen will. Man sollte es durchaus vermeiden, noch spät am Abend dem Magen zu viel zuzumuten.

Bei nicht zu spätem Essen kann noch durch Bewegung im Freien für Erholung gesorgt werden, die auch um Sonnenuntergang noch spärlich genug ausfällt. Es ist aber gut, sich zu regelmässiger Bewegung zu zwingen, selbst wenn man dazu zu müde zu sein meint; man kommt stets frischer zurück, als man gegangen ist. Als Regel ist zu betrachten, dass Solche, deren Arbeit viel Körperbewegung, auch Reisen, mit sich bringt, in heissen Ländern gesünder bleiben als Andere, die mehr an's Haus gebunden sind.

Was soll man trinken? Das Wasser aus den Cisternen ist nicht besonders schmackhaft und muss unbedingt vor dem Gebrauch filtrirt werden. Leichte Biere und Weine gibt es nicht, weil sie sich nicht halten könnten. Schnaps ist noch mehr als bei uns, reines Gift. Die starken englischen Biere und Porter, die hie und da von gewissenlosen Brauern mit *Coccolus indicus* gewürzt werden, sind bei mässigem Genuss nicht geradezu schädlich, doch wäre ein guter Weisswein, z. B. Rhein- und Moselwein, entschieden vorzuziehen, wenn er nicht so teuer wäre. Rotwein sollte nur als Medizin gebraucht werden und leistet oft ganz gute Dienste.

Mein täglicher Konsum während 8 Jahren bestand in höchstens 2 Deciliter Bier, aber nach dieser Zeit musste ich ganz damit aufhören, weil es mir die Leber in Unordnung brachte, ebenso den Kaffee, der natürlich nicht mit Cichorie versetzt wird. So blieb Thee das Hauptgetränk, dem viele Nachteile der andern nicht anhaften. Es ist eine amtlich konstatierte Tatsache, dass die Soldaten der englisch-indischen Armee, die alle alkoholhaltigen Getränke meiden, weniger von Krankheiten zu leiden haben und in jeder Beziehung leistungsfähiger sind als die andern, nicht davon zu reden, dass sie weniger mit dem Militärgesetz in Kollision kommen als die Anhänger der Kantine.

Dringend sollte jeder Neuling davor gewarnt werden, auf der Reise ungesottenes Wasser zu trinken, weil ein einziger Trunk unter Umständen Fieber erzeugen kann, namentlich in Waldgegenden. Mit einer mitgeführten Spirituslampe kann an jedem Strassenrande ein Thee gekocht werden, der dem Durst steuert, oder kann man sich in Küstengegenden die unreife Cocosnuss

verschaffen, deren Milch ein erquickendes, durststillendes Getränk ist. Sehr angenehm ist auch der frische, d. h. ungegohrene Palmwein, während der gegohrene als stark alkoholhaltig nicht empfehlenswert ist.

Auf ein anderes Getränk möchte ich noch aufmerksam machen, nämlich auf das von dem bekannten Chemiker J. Hensel erfundene Tonicum. Theoretisch durch das Lesen der Hensel'schen Schriften und praktisch durch den Gebrauch des Tonicums habe ich mich überzeugt, dass dieses leicht verdauliche und angenehm schmeckende Eisenpräparat, das namentlich auf die am meisten in Mitleidenschaft gezogenen Organe Leber und Milz höchst vorteilhaft einwirkt, ein wertvolles Getränk für Tropengegenden ist. Ohne die Nachteile von Wein oder Bier zu haben, ist es erfrischender als irgend ein anderes mir bekanntes Getränk, und ist auch dadurch wertvoll, dass zweifelhaftes Wasser damit desinfiziert werden kann, was auf Reisen sehr zu statten kommt. Es wäre zu wünschen, dass Alle, die nach überseeischen Ländern gehen, sich mit diesem Mittel bekannt machen, sie könnten sich damit vieles erleichtern. Jedenfalls wird es eine unschädlichere Abkühlung ermöglichen, als der von Engländern zu diesem Zweck in unglaublichen Quantitäten genossene Schnaps. Freilich ist nicht zu leugnen, dass viele sich damit so gründlich abgekühlt haben, dass sie das Warmwerden ganz vergassen.

Gesundheitlich sehr wichtig ist es, sich an regelmässigen Stuhlgang zu gewöhnen, was bei einiger Willenskraft unter geeigneter Nachhilfe, wie Bewegung, Wassertrinken, etwa auch Rauchen, leicht erreichbar ist. Es wird hierin oft gefehlt, und manche Leberkongestion mit Zubehör könnte bei richtigerer Lebensweise vermieden werden. Ebenso halte ich es für wichtig, dass man in heissen Gegenden nicht später als 5 Uhr aufstehe. Dann sollte ein Spaziergang gemacht werden, der wegen der verhältnismässig frischeren Luft erquickender ist und für die Körperfunktionen mehr austrägt als der am Abend. Nachher nehme man ein Bad, das übrigens meist darin besteht, dass man einige Töpfe voll Wasser über sich hinunter giesst. Bei den Morgenspaziergängen ist darauf zu achten, dass nicht die Sonne wegen ihres tiefen Standes den Nacken bescheinen kann, was fast unfehlbar Kopfschmerzen verursacht. Die Morgensonne ist nämlich nicht so harmlos, als ein Neuling zu denken geneigt ist.

Eine wahre Erquickung gewährt ein Bad in Wasser, das in

metallenen Gefässen an der Sonne erwärmt worden ist. Wer durch Marschiren oder sonst von der Hitze erschöpft ist, kann kaum etwas finden, das ihn so erfrischt und gleichsam die Hitze aus dem Körper herauszieht. Vermutlich hat die Elektrizität der Sonnenstrahlen mit dieser Wirkung zu tun, wenigstens hat künstlich gewärmtes Wasser eher einen gegenteiligen Einfluss.

Nachtarbeit sollte unbedingt vermieden werden, dagegen sollte Jeder sich am Abend eine ruhige Stunde verschaffen, um durch Lesen, resp. eine nicht anstrengende geistige Beschäftigung sich wieder zu konzentriren. Es liegt hierin ein grosser Gewinn für Körper und Geist. Ich habe mich an diese Abendbeschäftigung so gewöhnt, dass ich nicht einschlafen konnte, ohne gelesen zu haben, glaube aber, dass ich mir damit viele schlaflose Stunden erspart habe. Selbstverständlich eignen sich für diese Lektüre weder aufregende Romane noch Bücher, die an das Denkvermögen zu hohe Anforderungen stellen.

Wie jedes Klima so hat auch das tropische seine besondern Krankheitserscheinungen, d. h. solche, die dort einheimisch sind, aber sporadisch auch bei uns auftreten können, wie z. B. die Cholera. Die Quelle der spezifisch tropischen Übel ist wohl in der dünnen, sauerstoffarmen und wegen ihrer Feuchtigkeit wenigstens zu gewissen Jahreszeiten auch elektrizitätsarmen Luft zu suchen und dann in einem Mangel an Eisengehalt in den vegetabilischen Nährstoffen.

Die häufigsten Krankheitserscheinungen betreffen Milz und Leber; sie sind eigentlich spezifisch. Durch das beständige Schwitzen wird die Nierentätigkeit beeinträchtigt und werden daher verbrauchte Blutkörper nicht gehörig ausgeschieden, um so mehr als die Luft nicht dazu angetan ist, dem Stoffwechsel einen rechten Impuls zu geben. Das träge, nicht mehr normale Blut wird nicht nur die Ernährung des Körpers in unvollkommener Weise besorgen, sondern deponirt auch die nicht gehörig erneuerten Blutkörper in den Geweben der Milz und Leber, die dadurch anschwellen und ein unangenehmes Druckgefühl erzeugen. In schwereren Fällen geht aus den Stockungen in der Milz Fieber hervor, und in der Leber können sich Abscesse bilden, die, wenn sie sich nicht nach aussen entleeren können, rasch und tödtlich verlaufen. Aber auch bei weniger schlimmer Entwicklung sind diese Leberkongestionen eine Quelle beständiger Plage, indem sie heftige, migräneartige Kopfschmerzen verursachen, die sich in

regelmässigen längeren oder kürzeren Perioden wiederholen und gewöhnlich erst nach Erbrechen von Galle wieder abnehmen.

Natürlich fehlt dann die zur Verdauung nötige Galle in den Gedärmen oder sie geht in's Blut über und verursacht Gelbsucht. Man hat oft das Gefühl, das ein Engländer mit den Worten ausdrückte: Ich möchte meine Leber herausnehmen und ausdrücken können. Eine andere unangenehme Folge dieses Zustandes ist die Kupfernase, die ganz Unschuldige in den Verdacht der Unmässigkeit bringen kann. Gegen diese Beschwerden wenden die Engländer fast immer Calomel an, mit ebenso viel Schaden als Nutzen, auch Aloë, die aber nur vorübergehend Erleichterung verschafft und die Gedärme schwächt. Besser ist Podophyllin in verdünnter Weingeistlösung und Karlsbader Salz, namentlich aber Hensel's Tonicum, das eine richtige Gallenabsonderung bewirkt und Leber und Milz entlastet. Selbstverständlich kann auch durch regelmässige Bewegung und körperliche und geistige Diät Vieles erleichtert werden, namentlich durch Befolgung des Sprüchleins: »Mensch, ärgere dich nicht« — denn der Aerger ist Gift für die Leber. Statt lange am Arbeitstisch zu sitzen, mache man sich Abwechslung durch Herumgehen in den Geschäftsräumen, denn das ist keine Zeitverschwendung. Die Orientalen müssen das Bewusstsein haben, dass dem Auge des Meisters nichts entgeht.

Eine andere Landplage ist die Dysenterie, die namentlich in der Regenzeit auftritt und geschwächten Konstitutionen gefährlich wird. Sie verursacht einen raschen Verfall der Kräfte und geht oft in ein typhusähnliches Stadium über, wobei sich Geschwüre in den Gedärmen bilden, die leicht Perforation derselben und mit ihr den Tod herbeiführen können. Es ist daher nötig, jede Diarrhoe vorsichtig zu behandeln und sich in solchen Zeiten vor Überanstrengung zu hüten, weil auch ein scheinbar unbedeutender Anfall durch Diätfehler oder Medizinmisbrauch bösartig werden kann. So habe ich einmal eine hartnäckige Diarrhoe auf den Rat eines Freundes mit einem Glas Portwein kurirt, hatte aber am andern Tage die Gelbsucht, die sieben Wochen anhielt. Bei leichter Diarrhoe leistet gewöhnlich ein Löffel voll Ricinusöl die besten Dienste und bei Dysenterie, so lange noch keine Geschwüre in den Gedärmen vorhanden sind, das künstliche Karlsbader Salz im Verhältnis von 3 Teilen Natrum bicarb. purum, 3 Natrum sulfuric. und 1 $\frac{1}{2}$ Natrum chlorat. Hier wie bei andern heftig auftretenden Krankheiten ist vor den bei englischen Aerzten so

beliebten starken Arzneydosen zu warnen, weil diese oft das Ubel ärger machen. Auf die Gefahr hin, belächelt zu werden, möchte ich jedem Hinausreisenden raten, eine homöopathische Hausapotheke und ein gutes Handbuch mitzunehmen, denn nur zu oft muss man eben sein eigener Arzt sein, weil entweder kein solcher in der Nähe ist, oder, wie es mir je und je gegangen ist, nur solche Jünger Aeskulaps, denen man auch nicht den kleinen Finger anvertrauen möchte. In der schwersten Krankheit, die ich durchgemacht habe, war es eine meiner grössten Sorgen, die mir von einem befreundeten englischen Arzt angebotenen Arzneien auf anständige Weise los zu werden, um mich an die unschädlichen aber tief eingreifenden homöopathischen Mittel zu halten. Wer einigermassen sich in den Gebrauch derselben hineingearbeitet hat, kann nicht nur sich selbst, sondern auch seiner Umgebung viel Gutes tun. Wer aber zu andern Mitteln mehr Vertrauen hat, kann sich aus rohen gestossenen Kaffeebohnen, die in reinem Alkohol angesetzt werden, selbst eine wirksame Medizin gegen Diarrhoe und Dysenterie bereiten. Als solche gilt in Indien auch die Tinktur aus Simoraba-Rinde und namentlich die Baelfrucht (*Aegle marmelos*).

Die Cholera, die in Indien oft furchtbar wüthet und z. B. im letzten Sommer allein in den Nordwest-Provinzen über 70,000 Menschen hinweggerafft hat, ist denen am gefährlichsten, die am meisten Angst vor ihr haben und die die einfachsten Regeln der Diät vernachlässigen. Als sehr wirksam dagegen erweist sich die Homöopathie. Mit derselben hat einer meiner Freunde in einer Epidemie in Süd-Mahratta über 100 Fälle erfolgreich behandelt, und der einzige Todesfall trat infolge einer selbst verschuldeten Nachkrankheit ein. Mit bestem Erfolg wird auch Kampherspiritus (Tinctur Rubini) auf Zucker genommen gegen diese Seuche in Anwendung gebracht. Mit diesem einen Mittel hat Dr. Rubini in Neapel 377 Fälle geheilt. Sodann rühmt ein indischer Praktiker die vorzügliche Wirkung von starker Essigsäure mit Spiritus nitri dulcis, wovon in Dutzenden von Fällen eine einzige Dosis von 30, resp. 10 Tropfen, in einem halben Kelchglas Wasser genommen, ausgereicht habe. Da Kupferschmiede nie von der Cholera befallen werden, hat man das Tragen einer dünnen Kupferplatte auf der Haut als Präservativ gegen diese Krankheit empfohlen.

Es könnte anmassend erscheinen, wenn ein Laie sich in solche Details verliert. Ich tue es lediglich, um dazu aufzumun-

tern, selbst beobachten und, wo es nötig ist, selbst handeln zu lernen. Wer gute ärztliche Hülfe haben kann, wird diese schon zu schätzen wissen.

Ein nicht seltener Gast sind die Pocken, die bei der kopflosen Angst, die sie den Eingeborenen einjagen, grosse Verheerungen anrichten. Ich war einmal in meiner Nachbarschaft von etwa 300 Pockenkranken umgeben, blieb aber mit meiner Familie auch ohne Impfung verschont. Auch habe ich mit solchen, die Pockenkrankte besucht haben, oft verkehrt, ohne Nachteil zu verspüren. Da ich also keine eigene Erfahrung mit dieser bösartigen Seuche gemacht habe, will ich nur anführen, dass Cremor Tartari als sicher wirkendes Mittel dagegen empfohlen wird. Uebrigens soll man sich durch Einstreuen von Lac sulfuris in die Strümpfe gegen alle möglichen Ansteckungen schützen können.

In vielen Küstengegenden haben die Europäer vom Fieber wenig zu leiden, da gewöhnlich die Seeluft ihm nicht günstig ist. Wird aber jemand davon befallen, dann ist die Krankheit sehr hartnäckig und weicht schliesslich nur dem Arsenik, während Chinin nicht in dem Grade hilfreich ist, wie gewöhnlich angenommen wird.

Schwierig sind die Malariafieber, die leicht in Waldgegenden aufgelesen werden können, die aber auch ganze Landesstrecken verheerend durchziehen. Das Eigentümliche dabei ist, dass der Kranke das Bewusstsein seiner Identität verliert und sich z. B. gestorben glauben oder seinen Körper für einen fremden Cadaver halten kann. Vor Allem ist diesem Wahn entgegenzuarbeiten, d. h. der Kranke zum Aufraffen zu bringen zu suchen, weil er sonst wirklich stirbt, zwar nicht weil er muss, sondern weil er nicht mehr gegen die Krankheit reagirt. Es ist überhaupt Tatsache, dass man in heissen Ländern manche Krankheit abhalten kann durch energisches Aufraffen, weil die durch das Klima hervorgerufene Erschlaffung leicht ein krankhaftes Gefühl verursacht, das sich störend auf die Funktionen des Körpers werfen kann.

Freilich muss man lernen, wie weit man hierin gehen darf; denn es gibt auch Fälle, wo man durch Ruhe und Pflege eine Gesundheitsstörung zu überwinden suchen muss. Aber es ist auffallend, was geistig kräftige Naturen selbst bei schwächlichem Körper auszuhalten vermögen, während oft starke und namentlich vollblütige Menschen mit weniger geistiger Widerstandsfähigkeit wie im Sturme weggerafft werden. Ubrigens füge ich, um nicht

missverstanden zu werden, bei, dass nach meiner Ueberzeugung der Mensch nicht an Krankheit stirbt, sondern durch den Willen Gottes, was aber nicht ausschliesst, dass der Mensch durch eigene Verschuldung oder Nachlässigkeit sich das Leben verkürzen kann.

Einer andern, nicht von aussen kommenden Schädlichkeit muss ich noch Erwähnung thun, und werde mich durch die Unappetitlichkeit der Sache nicht abhalten lassen, sie beim Namen zu nennen — ich meine die Unzucht, die schon ganzen Völkern das Mark aus den Knochen gesogen hat und die von vielen Europäern in den Tropen nach landesüblicher Unsitte getrieben wird. Ich kannte einen Artillerie-Offizier, der infolge völliger Enthaltung von alkoholischen Getränken gegen die indische Sonne in erstaunlichem Grade abgehärtet war. Was aber diese nicht vermochte, das brachte die Hurerei zuwege, er starb eines sehr unrühmlichen Todes. Es herrscht leider der Unsittlichkeit gegenüber eine grosse Toleranz auch unter sog. Gebildeten, und selbst Apostel unserer modernen Kultur nehmen sie unter ihren väterlichen Schutz. Dagegen ist zu erinnern, dass die Unzucht schon dadurch gebrandmarkt ist, dass die scheusslichste aller Krankheiten, die in ihrer höchsten Potenz uns im Aussatz engegentritt, als Strafe darauf gelegt ist, und dass die sittlichen Folgen noch schwerer in's Gewicht fallen. In diesem Sumpfe versinkt alle wahre Mannhaftigkeit, die Selbstachtung sowohl als die Achtung vor der Person anderer und die Gewissenhaftigkeit. Auch kann ich nach langer Beobachtung es jedem Knechte dieses Lasters auf den Kopf sagen, dass er es in seinem Beruf auf keinen grünen Zweig bringen wird; früher oder später kommt ein Krach.

Es gibt hie und da Aerzte, die jungen Männern die Unzucht anraten aus Gesundheitsrücksichten. Meine Meinung ist, dass solche patentirte Kurpfuscher als gemeingefährliche Subjekte behandelt werden sollten. Selbst in den Tropen, wo allerdings der Sinnenreiz grösser ist als in kälteren Gegenden, lässt es sich ohne dieses verwerfliche Mittel gesund leben; ja man hat in einem so schwächenden Klima doppelten Grund, seine Manneskraft nicht zu vergeuden.

So wenig ich dem religiösen Fanatismus, der übrigens nicht mit Überzeugungstreue verwechselt werden darf, irgendwelche Berechtigung zuerkennen kann, so sehr wünsche ich allen jungen Männern, die in die weite Welt hinausziehen, einen rechtschaffenen Fanatismus gegen alles Schlechte und Gemeine. Sie würden da-

durch ganze Männer, ganze Charaktere, erfolgreiche Arbeiter und richtigere Repräsentanten einer Rasse werden, die sich einer höheren Gesittung rühmt.

Es bleibt mir noch übrig, einiges über die Schädlichkeiten der Tierwelt zu sagen. Vor vielen Jahren hörte ich unseren seither verstorbenen Landsmann Bischof Gobat von Jerusalem sagen, dass er sich während seines Aufenthaltes in Abessynien weniger vor Schlangen und Tigern gefürchtet habe als vor Wanzen und Moskitos. Das war mir unverständlich, bis ich selbst Gelegenheit hatte, die Plage des kleinen Tierpöbels in ihrer ganzen Infamie durchzukosten. Eine grosse Bestie besitzt doch gewöhnlich so viel Anstand, dass sie nicht wagt, den Menschen anzufallen, so lange dieser die Kaltblütigkeit hat, ihr fest in's Auge zu sehen. Was aber schützt vor dem Biss der Moskitos, der Wanzen, der Skolopender, Blutegel und Skorpione und vor der Zerstörungswut der Thermiten, Motten und Käfer?

Ehe man sich's versieht, hat man eine brennende Beule am Kopf oder an der Hand, und hat man nicht einmal Gelegenheit, den Missetäter zu strafen. So ein Neuangekommener mit frischem Blute ist namentlich für Moskitos ein »gefundenes Fressen«. Unbarmherzig wird er angebohrt. Liegt er in's Bett, ohne das Moskitonetz vorher genau untersucht zu haben und fängt an, in's Traumland hinüberzugehen, so beginnt es von der Decke herab zu summen. In spiralförmiger Bewegung rückt der aufregende, zischend-summende Ton immer näher, bis er plötzlich verstummt — da, nach einer Weile spürt der Daliegende, dass er gestochen ist. Aergerlich schlägt er um sich; alles ist still, aber kaum ist er wieder am Einschlafen, so fängt die Musik von neuem an. Da heisst es, herausgehen, das Netz absuchen und zusehen, dass nicht andere Plagegeister hinter den Vorhang dringen. Dann gibt's vielleicht Ruhe, aber mit dem Schlaf ist's vorbei, es braucht vielleicht eine Stunde, bis er sich wieder einstellt.

Einmal ging ich in ein ca. 10 engl. Meilen entferntes Dorf, um in dem dortigen, schön auf einer Anhöhe gelegenen einsamen Reisehause mich für einige Tage von den Folgen einer Überanstrengung zu erholen. In der ersten Nacht wurde ich durch ein stundenlanges Gewitter, den überall durch das Dach eindringenden Regen und durch ein Jucken am ganzen Körper, das ich der prickly heat zuschrieb, wach gehalten. Auch in der zweiten Nacht wiederholte sich das Beissen und kam mir verdächtig vor.

Am Morgen sprang ich aus dem Bett und fand es mit Wanzen bevölkert. Voll Eckel kehrte ich zurück und kam nach den zwei schlaflosen Nächten und dem heissen Marsche elender zurück, als ich fortgegangen war. Nachher erfuhr ich, dass gegen alle Ordnung der Gemeinderat des Dorfes sich in dem nur für Reisende bestimmten Hause zu versammeln pflegte und dort seine Wanzen deponirt hatte.

Oder man sitzt am Schreibtisch. Da draussen wiegt eine schlanke Cocospalme ihre zierlichen Blätter im Winde. Plötzlich erhebt sich ein wütendes Geschrei aus Dutzenden von Rabenkehlen. Einer der Racker hat ein junges Hühnlein gestohlen und macht sich daran, es zu zerreißen. Aber mit scharfem Auge haben die andern es bemerkt und fallen über den Glücklichen her, ihm die Beute streitig zu machen. Das ist ein Schreien und Zerren, dass wohl der Geduldsfaden reißen kann, und man durch einen blinden Schuss sich das ebenso feige als laute Gesindel vom Halse schafft.

Solche Bilder liessen sich noch die Menge aus dem Alltagsleben herausgreifen, aber Sie werden mir das erlassen. Auch die grösseren Tiere wollen ihre Menschenfreundlichkeit in ihrer Weise an den Tag legen. Marder, die den Hühnerstall in wahrer Mordgier entvölkern oder zwischen den Dachsparren sich herumtreiben und die Ziegel zum Rutschen bringen, verwilderte stehende Katzen, Hunde, die stundenlang in stiller Nacht den Mond anheulen und das Schlafen unmöglich machen, und Ratten, die in der Speisekammer herumhantiren, tragen ebenfalls zu den Annehmlichkeiten des tropischen Lebens bei.

Eine Landplage im indischen Dekkan sind die Affen, die dem Hindu heilig sind und daher nicht getötet werden dürfen. Sie treiben sich zu Hunderten in den Städten herum, stehlen was zu stehlen ist, grinsen die Vorübergehenden von den Dächern herunter an und beweisen durch allerlei Unfug, dass sie das Bewusstsein einer privilegierten Klasse besitzen. Von Zeit zu Zeit hilft sich die Regierung damit, dass sie eine Razzia veranstaltet und Wagenladungen dieser Tiere einige Stunden weit wegführen lässt, um sie dort laufen zu lassen. Ein anderes Mittel haben die Hindu gefunden, um dem heiligen Tier wenigstens einen Possen zu spielen. Auf das flache Dach des Hauses stellen sie ein Schälchen Reis und legen zwei Prügel daneben. Kommt nun ein Affe, um die Mahlzeit zu halten, so ist gleich auch ein anderer da, der mittun will, und über der Frage von Mein und Dein entwickelt

sich eine regelrechte Keilerei, während welcher es vorkommen kann, dass ein dritter in aller Stille die Rolle des Advokaten übernimmt und das Streitobjekt mit ächt affenhafter Geschwindigkeit in den weiten Maultaschen verschwinden lässt.

Das Unangenehmste für Europäer ist die Vorliebe dieses Viehes, sich mit dem Abdecken der Ziegeldächer die Zeit zu vertreiben, was namentlich in der Regenzeit höchst unbequem werden kann. Hie und da erlaubt sich ein Weisser, einen solchen unbefundenen Dachdecker herunterzuschliessen, aber das hilft nicht für lange. Und wer einen Affen geschossen hat, tut es nicht wieder, denn nach der Aussage mehrerer Bekannten, die zu dieser Selbsthilfe gegriffen haben, sind die Grimassen der verendenden Tiere so unheimlich menschenähnlich, dass ihnen die Lust verging, das noch einmal anzusehen.

Doch ist das Genannte wenigstens nicht gefährlich, wenn es auch unangenehm und zeitweise fast unerträglich ist. Anders ist es mit den verwahrlosten, hässlichen Hunden, die in der heissen Zeit vielfach von der Tollwut befallen werden und die Strassen unsicher machen. Bisse von tollen Hunden kommen bei den Hindu öfter vor, aber sie haben sich zu helfen gewusst lange ehe Monsieur Pasteur mit grossem Pomp die Wutgift-Impfung in die Welt setzte. Mit dem Blättersaft des blaublühenden Stechapfels (*Datura fastuosa*) bringen sie in dem Gebissenen eine künstliche Tollwut zuwege, die ihn vor der eigentlichen Hydrophobia schützt. Es ist eine wahre Rosskur, aber sie hilft, wie mir wiederholt von Eingebornen versichert wurde, bei rechtzeitiger Anwendung immer. Lange forschte ich vergeblich nach dem geheim gehaltenen Rezept, bis ich es endlich auftreiben konnte und in unserm kanaresischen Kalender veröffentlichte, um so mehr als diese Anwendung des homöopathischen Grundsatzes *similia similibus curantur* mir höchst interessant war.

In Vorder- und Hinterindien gibt es nicht nur tolle Hunde, sondern auch tolle Menschen, die sogenannten Amockläufer, gewöhnlich Mohammedaner. Von einer plötzlichen Mordwut befallen, vielleicht in einem Anfall temporären Wahnsinns infolge des Hanfrauchens, rasen diese gefährlichen Subjekte in den Strassen herum, mit irgend einem Mordinstrument bewaffnet, und erschlagen wer ihnen in den Weg kommt. Hat gerade ein Europäer das Unglück ihnen zu begegnen, so ist er doppelt in Gefahr, weil das Töten eines solchen für den Islamiten ein verdienstliches

Werk ist. Freilich geht dieses Verdienst in den meisten Fällen durch den verunreinigenden Tod am Galgen wieder verloren.

Eine weitere Gefährdung sind die Schlangen, die zwar den Menschen nicht leicht angreifen, wenn sie nicht gereizt werden, die man aber reizen kann, ohne es zu wissen. Ein Tagelöhner, der in die Cysterne hinabsteigt, um sie zu reinigen, kann von einer zwischen den Steinen herausfahrenden Cobra gebissen werden, ein Anderer, der barfuss geht, kann ohne es zu wissen, einer Schlange auf den Schwanz treten und wird ebenfalls gebissen. Auf einer Reise ins Kurgland rastete ich über Mittag auf der Veranda eines öffentlichen Reisehauses, als sich eine Schlange vom Dach herunter hart neben mein Lager fallen liess. Eine Brillenschlange habe ich auf einer Bergeshöhe von über 5000' erschlagen, ohne vorher zu ahnen, dass dort oben dieses giftigste aller Reptile zu finden sei.

Selbstverständlich ist es nicht so, dass man auf Schritt und Tritt einer Schlange begegnet, man kann im Gegenteil in den Städten oft monatelang sein, ohne eine zu Gesicht zu bekommen, und die Vorsorglichkeit der Neulinge, die Abends unter das Bett leuchten, um sich zu überzeugen, dass sich da keine versteckt halte, verliert sich nach einigen Wochen. Aber sicher ist man niemals, und man kann gerade da, wo man es am wenigsten erwartet, mit ihnen in Berührung kommen. Kurz vor meiner Abreise von Indien ging ich zur Nachtzeit mit einem Freunde auf der Strasse, und zwar gegen alle Gewohnheit ohne Laterne, als plötzlich der Hund meines Begleiters ein wütendes Geheul aufschlug. Mitten im Wege lag eine Schlange, auf die wir wahrscheinlich getreten wären, wenn wir nicht gewarnt worden wären. Ein anderes mal erhielten wir während des Abendthees vor dem Hause den Besuch einer schwarzen Schlange, die glücklicherweise von einem Vorübergehenden bemerkt wurde. Einer meiner Freunde hatte auf einer nächtlichen Fahrt von 30 engl. Meilen ohne es zu wissen eine Cobra bei sich im Wagen.

Es ist nie ratsam, Nachts ohne Laterne auszugehen, da dieses giftige Gewürm gerade die Nachtzeit zur Jagd auf Mäuse, Ratten und Frösche benutzt. Jammervoll ist das Quacken der letztern, wenn sie langsam in den Rachen des Raubtieres hinuntergewürgt werden. Der natürlichste Schutz gegen die Schlange ist die Angewöhnung, beim Gehen immer auf den Boden zu schauen, und namentlich ist das unbedingt nötig in weniger bewohnten Gegenden

und an grasbewachsenen Orten. Auch sollte man nie ohne ein gutes Meerrohr ausgehen.

Hat man Gelegenheit, eine Schlange zu erschlagen, so darf man sie nie von vorn angreifen, sondern muss ihr von der Seite beikommen und ihr mit einem gutgezielten Streiche den Rückgrat zu zerbrechen suchen; dann ist sie in der Bewegung gehemmt und kann leicht getötet werden. An Orten, wo ein Ausweichen nicht leicht ist, ist es besser, mit einem Steinwurf den Gegner kampfunfähig zu machen. Was aber tun, wenn man doch das Unglück hat, gebissen zu werden? Darüber ist schon sehr viel untersucht und geschrieben worden. Dass man die Wunde ausaugen und die Blutcirculation durch eine feste Ligatur unterbrechen muss, ist männiglich bekannt. Als Mittel werden empfohlen: Salmiakgeist, pulverisirter Knoblauch auf die Wunde und in Milch abgesottener innerlich, neulich wird das hypermangan-saure Kali sehr gerühmt. Ferner wird behauptet, dass Alkohol ein sicheres Antidot sei und in unglaublichen Quantitäten ertragen werde, weil die berauschende Wirkung erst nach Ueberwindung des Giftes eintrete. Die Indianer Südamerika's bereiten ein Gegen-gift aus der Galle getöteter Schlangen.

Gegen das Gift der Brillenschlange (Cobra di Capello) ist noch kein Gegenmittel gefunden, wenn nicht, wie ich zu glauben Grund habe, die indischen Schlangenbeschwörer ein solches besitzen. Sie behalten es aber für sich, und was sie um teures Geld als solches verkaufen, hat nur in der Leichtgläubigkeit eines verehrlichen Publikums Wert.

Das Gift der Cobra lähmt das Nervensystem oft so schnell, dass schon nach einer halben Stunde und noch bald der Tod eintreten kann.

Gegen den teilweise sehr schmerzhaften Stich von Skorpionen, giftigen Tausendfüsslern und anderem Geschmeiss sollte immer das schnell wirkende Eau de Luce bei der Hand sein.

Von grösseren Raubtieren will ich Sie nicht unterhalten. Sie sind nur den Dummen gefährlich, je und je auch den Eingebildeten, die sich für Nimrode halten, ohne es zu sein.*) Ich habe zwar

*) Das Gesagte bezieht sich nur auf Europäer. Die Eingebornen sind schon mehr Gefahren ausgesetzt, so dass z. B. in Vorder-Indien nach einer mässigen Schätzung jährlich 30,000 Menschen durch Raubtiere und Schlangenbiss ums Leben kommen. Die grössere Gefährdung durch Schlangen erklärt sich schon dadurch, dass die Leute barfuss gehen.

das Brüllen wilder Tiere öfters gehört, aber trotz Reisen zu allen Tages- und Nachtzeiten nur einen Leoparden in der Freiheit gesehen, und der wollte nichts von mir. Dass übrigens diesen Bestien gegenüber Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist, braucht kaum gesagt zu werden. Auf Jagdabenteuer sollten nur ganz sichere Schützen sich einlassen. Wie viele Europäer in Indien haben schon ihr Leben eingebüsst, weil sie sich befähigt hielten, dem Königstiger ihre Visitenkarte in der Form von Pulver und Blei abzugeben. Dass man beim Baden in Flüssen die Alligatoren nicht vergessen sollte, ist selbstverständlich; selbst im Meere ist man vor giftigen Schlangen nicht sicher.

Wenn Sie aus dem Vorhergehenden den Eindruck bekommen haben, dass und warum man nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so möchte ich nun auch noch einige Vorteile eines Aufenthaltes in den Tropen anführen. Ich rede nicht von den Schätzen, die etwa da zu holen sind; ich selbst habe keine gesucht und kann vielleicht gerade deshalb mit ungetrübterer Freude auf das innerhalb der Wendekreise verlebte Jahrzehnt zurückblicken. Aber alle können und wollen das nicht, und auch ihnen möchte ich sagen, dass sie vieles gewinnen können, worüber sie die ausgestandenen Unannehmlichkeiten gern vergessen.

Da ist vor allem die Möglichkeit, seinen Wissenstrieb zu betätigen. Man ist in einer ganz neuen Welt. Pflanzen, Menschen und Tiere, alles ist neu und ungewohnt, und ein nicht blasirter Mensch wird das Bedürfnis empfinden, sich in dieser neuen Welt zu orientiren, sich geistig zu acclimatisiren und namentlich durch das Erlernen der Sprache mit den Menschen verkehren und sie, die schliesslich doch das Interessanteste sind, kennen zu lernen.

Dieses Einleben fordert die besten Geisteskräfte heraus, und es ist ein Genuss, nach und nach zu spüren, dass man nicht mehr stumm und blind dem Neuen gegenübersteht, sondern sich darin zurechtfindet. Auch das Überwinden von allerlei Schwierigkeiten hat seinen Reiz; man ist auf sich selbst angewiesen und lernt seine Kräfte brauchen und entwickeln — man hat Gelegenheit, geistig zu erstarken. Was noch mehr ist, man hat angesichts des unleugbaren Elendes der heidnischen Völker auch Gelegenheit, sein Herz zu erweitern und das menschliche Solidaritätsbewusstsein um ein Gutes auszudehnen.

Ein anderer Vorzug ist das Fallen so mancher sozialer Vorurteile, die in der Heimat den Menschen vom Menschen scheiden.

Die wenigen Europäer sind froh aneinander und rücken näher zusammen. Wer etwas *ist* und etwas *kann*, ist geachtet, ob er viel oder wenig Geld hat, während in der civilisirten Welt Lungenkraft und anmassendes Auftreten nur zu oft mehr gelten als andere Leistungsfähigkeiten.

Eine Annehmlichkeit, die ich sehr zu schätzen wusste, ist die Abwesenheit der Mode. Jeder kleidet sich wie es ihm passt, und vorausgesetzt, dass er sauber gekleidet sei, nimmt an Form und Farbe Niemand Anstoss. Frack und Cylinder werden, sofern man solche besitzt, nur etwa hervorgeholt, wenn der Gouverneur seinen Besuch ansagt und auch der ist so menschenfreundlich, die Abwesenheit dieser Zierden der Civilisation zu entschuldigen.

Auf die Kolonisationsfähigkeit der Tropen gehe ich nicht ein, es würde zu weit führen. Meines Erachtens kann von einer solchen nur in subtropischen oder hochgelegenen Gegenden ernstlich die Rede sein.

Das Facit meiner Betrachtungen ist: Wer keinen Beruf hat, gehe nicht in heisse Länder, sondern bleibe daheim und nähere sich redlich. Zu diesem Beruf rechne ich auch eine normale Gesundheit und geistige Begabung, sowie genügende Elastizität, um sich in schwierigen Verhältnissen zurechtfinden zu können. Wer den Beruf hat, der gehe im Vertrauen auf Gott, sehe zu, dass er mit unbeschwertem Gewissen wieder zurückkehren könne, lerne, was zu lernen ist, und dann wird er einen Schatz von Erinnerungen mitnehmen, an denen er zeitlebens seine Freude hat.

